

BEROAZAR.

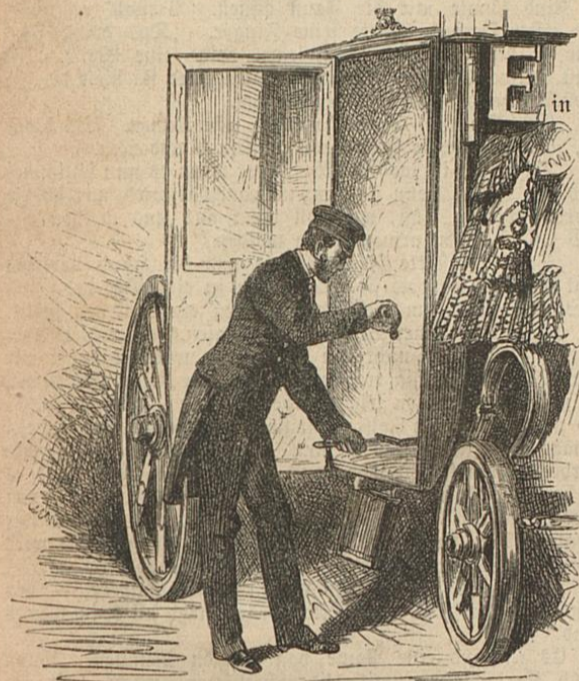
Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Rückblicke auf die Berliner Saison 1874-75. Von Ludwig Pietsch. Mit Originalzeichnungen von Hermann Lüders. — Verhalte Keimer's Stimme. — Partie am Bierwaldfüttersee. Bildprobe aus: Das Schweizerland. (Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn.) — Auch ein Kapitel über Taufe und Namengebung. Von Richard Oberländer. — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Buchstaben-Näthel. — Correspondenz. — Notiz. — Inserate.

Rückblicke auf die Berliner Saison 1874-75.

Von Ludwig Pietsch.

Mit Originalzeichnungen von Hermann Lüders.



Kaiserlicher Diener, einen Hofwagen parfümirend.

In jeder Gegenstand bedarf, um von unserm Auge überblickt und von unserm Urtheil ganz gewürdigt zu werden, eines gewissen Abstandes für den Beschauer. Das gilt für die kleinsten wie für die größten Objecte der Betrachtung; für Ereignisse und ganze Zeitepochen so gut wie für Einzeldinge, — mithin auch für jenes unbestimmt umrissene Gesamtwesen, jene Jahresperiode oder jene Summe von charakteristischen Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben einer großen Stadt, welche man sich gewöhnt hat mit dem Namen: „Die Saison“ eines Jahres zu bezeichnen.

Wer von der „Saison“ eines Jahres spricht, hat im Grunde nur die in der betreffenden Jahreszeit die Gesellschaft beschäftigenden und vergnügenden Freuden und Genüsse im Sinn, die, welche sie sich selbst veranstaltet, und die, welche ihr von öffentlichen, dem Amüsement, der ästhetischen Cultur und angeblich der „moralischen Bildung“, wenn auch in bestreitbarer Form, dienenden Instituten bereitet und dargeboten werden. Die Saison als solche ist die Gesellschafts-, die Theater- und Concertsaison. Das Capitel von den Leiden der Gesellschaft, von den politischen Thaten und Ereignissen, den wissenschaftlichen Arbeiten und Entdeckungen ist von ihrer Geschichte ausgeschlossen.

Das schließt aber seinerseits keineswegs aus, daß diese Ausgeschlossenen einen sehr wesentlichen und sehr merkbaren Einfluß auf die Gestaltung, den ganzen Verlauf dieser Geschichte üben. Die Saison in einem großen Kriegs- oder Pestjahr wird die größten Unterschiede von der eines friedlichen und gesunden, die eines Jahrs der fetten Rüche einen kaum minder tiefen von der eines Jahrs der magern aufweisen. Von dieser als selbstverständlich geltenden Nothwendigkeit überzeugt, hatte man der vorjährigen ein wenig heitres Gesicht und ziemlich bescheidene Lebensäußerungen und Manieren vorherzusagen zu können gemeint. Und mit noch vermehrtem Recht stellen kundige Beobachter die gleiche Nativität der eben jetzt das Licht der Novembersonne, der Gasflammen und Wachskerzen erblickenden, bevorstehenden Saison, mitgemacht hat, die trübten Prophezeiungen ihres kümmerlichen Verlaufs durch denselben bestätigt gefunden haben. Denn wenn auch der falsche üppige Glanz der beiden Milliarden- und Gründer-Winter dem letzten fehlen mochte, so hat er uns darum dennoch keineswegs Grund gegeben, melancholisch zu seufzen, daß „die Luft im Lande verloren worden“.

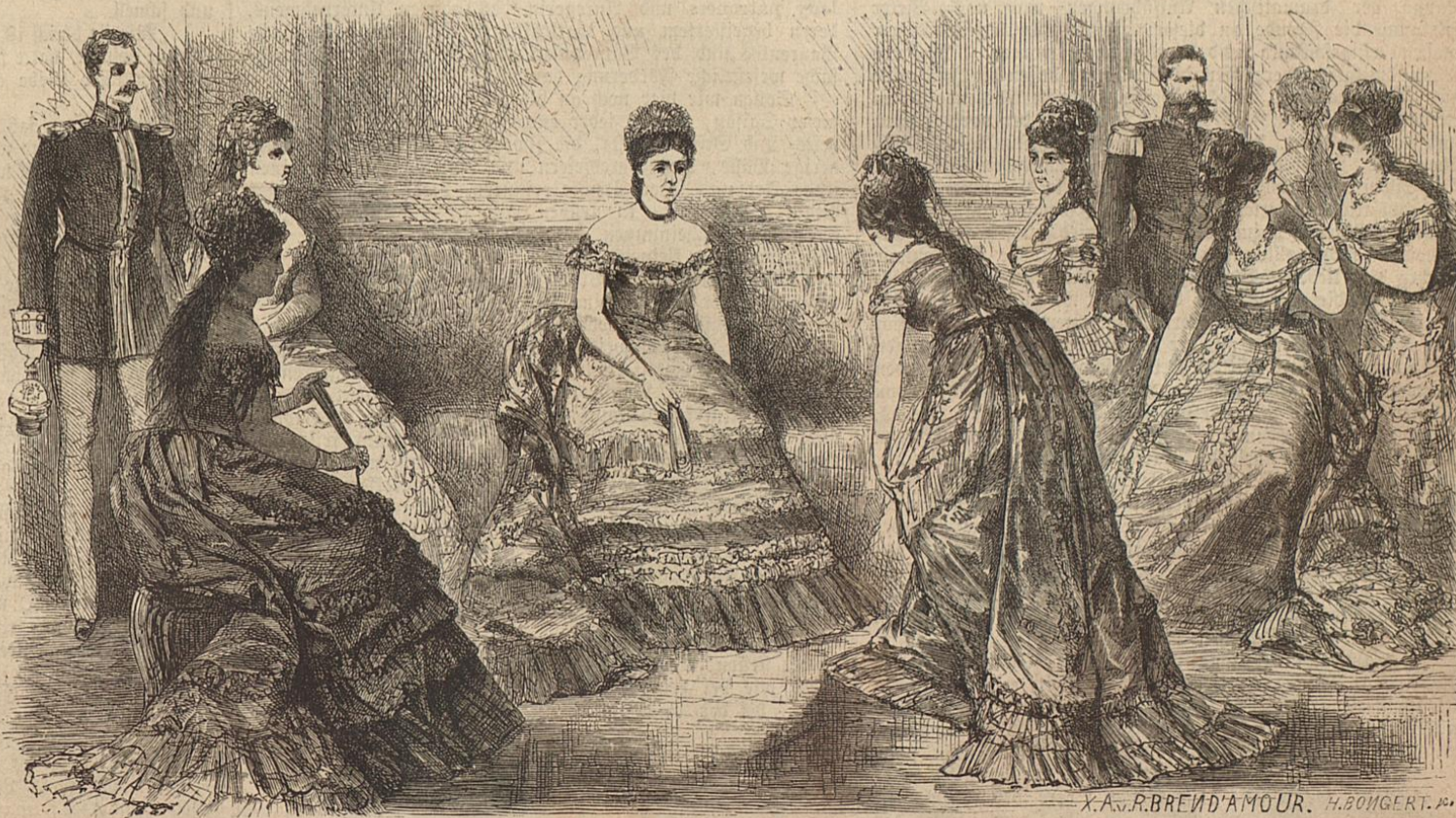
Die Formen, in welchen sich diese Winterlust in einer großen Hauptstadt äußert, ändern sich kaum von einer Saison zur andern, sie pflegen in jeder einzelnen einen besondern typischen Charakter durch lange Perioden dauernd zu bewahren, und Versuchen, diesen durch Einführung neuer Gebräuche und Manieren zu ändern, einen zähen, unbefleglichen Widerstand entgegenzusetzen. So hat sich Berlin noch immer z. B. den Bestrebungen gegenüber verhalten, den Formen des südblichen oder rheinischen Carnevals Eingang zu gewähren. Die dazu gemachten Anläufe sind noch jedesmal am Spott und an der Gleichgültigkeit der Bevölkerung gescheitert. Auch während der eigentlichen Carnevalwochen bleibt Maskenspiel und Maskentreiben wie ehedem auf die Räume der geschlossenen Ballsäle beschränkt.

Innerhalb dieser Schranken aber waren es bekantlich zwei große vielbesprochene, ihrerzeit eingehend geschilderte Maskenfeste, in welchen der Glanz und die Lust der letzten Berliner Winterfaison gleichsam gipfelten: das im Palais des Kronprinzen und das vom Berliner Künstlerverein in den Reichshallen veranstaltete.

Das erstere hatte für die Zeit seiner Dauer die Säle im kronprinzlichen Palais in die eines herrscherliches der Mediceer verwandelt und mit den anscheinend wieder zum freudigen prangenden Leben erweckten Menschen, den Künstlerfürsten, den schönen Frauen, den ritterlichen Cavalieren, Principi, Ducas, Nobili der italienischen Renaissance bevölkert. Noch einmal erwecken die lebensvollen Zeichnungen der heutigen Nummer des Bazar in deren Lesern die Erinnerung einzelner Gruppen und Scenen jenes unvergleichlichen

Festes. Dort führt Lorenzo von Medici, Graf Harrach, seine fürstliche Partnerin, die Frau Kronprinzessin, so ähnlich dem aus dem Rahmen getretenen Bilde der „Bella“ Tizian's, zu ihrem Ehrensitze im Festsaal, wo sie die Huldigung der Künste empfangen und den Vertretern derselben ihrerseits jene schmeichelhafteste Huldigung darbringen sollte, welche in modernen Zeiten Künstlern jemals von Kunstfreunden aus königlichem Geblüt geworden ist.

In einer andern Zeichnung erkennen wir unschwer das prächtige erste Paar der „fürstlichen Gäste“ des mediceischen Hofes auf jenem Fest: den Kronprinzen in seiner reichen sammetnen und seidnenen Scharlachtracht, an seiner Seite die Frau Prinzessin Friedrich Karl, in weißem Atlasunterkleide und rother Schlepprobe, Schnitt und Garnitur im Modencharakter von 1500, die ganze Erscheinung strahlend in hoheitsvoller Anmuth. — Jenen Gestalten aus einer andern Zeit und Welt untermenget und gesellt, welche sich in den kronprinzlichen Sälen activ bei den Aufzügen, den Quadrillen und den spätern Tänzen bewegten, waren, trotzdem die durchgeführte Charaktermaske im Allgemeinen gewünscht und vorgegeschrieben war, dennoch so manche, deren seidener Domino nur die schwarze Hofgesellschaftstracht, Frack und Escarpins, bedeckte. Eine hohe, mächtige Figur im schwarzen Domino, das Antlitz hinter der schwarzen Maske verborgen, schien den von ihr Angeredeten das Errathen des darin versteckten Kerns besonders schwer zu machen. Aber man hatte allen Grund anzunehmen, daß diese Schwierigkeit eine mehr von den Betreffenden verbindlich gehandelte, als in der Wirklichkeit begründete war. Ich bin überzeugt, daß unsere Leser auch in solcher Verhüllung dort die Persönlichkeit so leicht und sicher errathen haben würden, wie in der Zeichnung (Seite 380), in der dargestellten charakteristischen Scene diese riesigen Hatzhühner der Landknechtgarde den Demaskirten, ihren erhabenen Kaiser und König. — Aber auch andern geringern Sterblichen unter den Gästen jenes Festes war die ähnliche Nachsicht gewährt und die Pflicht erlassen worden, „in rauhes Erz“ oder in maledische Sammet- und Seidentrachten die Glieder zu schnüren. Alte würdige Geheimräthe und durchaus hofunsfähige Schriftsteller blieben, wenn auch aus sehr entgegengesetzten Motiven, wohl von dem, dem norddeutschen Menschen immer etwas unbequemem Zwange befreit, eine besondere Rolle spielen, etwas aus sich und ihrer Figur machen zu müssen. Ein Paar von diesen Glücklichen zeigt Lüders' viertes Bild in behaglicher



X. A. R. BREND'AMOUR. H. BONGERT.

J. W. die deutsche Kaiserin.

„Horch, Berthalde, kennst Du dies?“ und der Meister spielte wieder.

Es war das Agnus Dei. Sie sang es allein; anfangs mit schwächerer, unsicherer Stimme; aber bald wurde sie so ergriffen von der Schönheit der Musik, daß sie alles um sich her vergaß; sie fühlte nur die unendliche Wonne, singen zu dürfen, ihre Stimme mit den herrlichen Klängen der Orgel zu vereinen, wie sie es so oft mit sehnsüchtiger Bewunderung von anderen Stimmen gehört hatte. War ihr Gesang auch noch unvollkommen, — die Innigkeit mit der sie sang, die Reinheit und Lieblichkeit ihrer Stimme machten ihn wirklich schön.

Als sie geendigt hatte, und völlige Stille eingetreten war, schien ihr Leben an den Worten zu hängen, die der Kapellmeister sprechen würde. Es dünkte sie eine Ewigkeit, bis er das Manual des Instruments schloß, von seinem Platz aufstand und sich zum Gehen anschickte. Jetzt legte er die Hand auf ihre Schulter und jagte: „Berthalde, ich nehme Dich zu meiner Schülerin an. Du bist zur Sängerin geboren.“

„Meister!“ rief sie und von der Freude überwältigt, fiel sie zu seinen Füßen nieder.

Als sie an diesem Tage nach Hause kam, war es spät; der kurze Wintertag war zu Ende, und die Eltern hatten sie ängstlich erwartet.

„Nun, Berthi, wo bist denn Du so lange gewesen?“ fragte die Mutter, als sie hineintrat, und ihr Vater stand auf und kam ihr stillschweigend entgegen; ein freudliches Lächeln erheiterte sein Gesicht, als sein Auge auf der kleinen, ihm so theuren Gestalt ruhte. Karl Reimer hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert — seine Gesundheit und sein Muth waren gebrochen — mit jedem Tage wuchs seine Hoffnungslosigkeit. Und nicht ohne Grund, denn das Arbeiten wurde ihm mit jedem Tage schwerer.

„Ich bin nur in der Kirche gewesen, Mutter,“ antwortete Berthalde, aber es lag etwas in ihrer Stimme, das die Aufmerksamkeit beider Eltern erregte.

Karl nahm sie auf seine Kniee. „Was thatest Du in der Kirche, mein Herzchen?“ Sie zögerte einen Augenblick. „O Vater, ich bin so glücklich! Der Herr Kapellmeister sagt, daß ich nach wenigen Monaten eine Sängerin im Chor sein werde und daß ich dann Geld verdienen kann, um Euch zu helfen; o Vater, ich werde Euch nie mehr eine Last sein!“ „Mein Kind!“ war alles, was Karl sagen konnte; leidenschaftlich schloß er sie an sein Herz und zwei große Thränen flossen über seine Wangen.

Vier Jahre waren vergangen; an einem schönen, freundlichen Sommertage herrschte in der alten Stadt eine große Aufregung. Der Kurfürst von Sachsen sollte dieselbe an diesem Tage besuchen und hatte sagen lassen, daß er einem Festgottesdienste in der Hauptkirche beizuwohnen wünsche, ehe er sich zu dem Gastmahle begeben, welches der Bürgermeister für ihn im Rathhause veranstaltet hatte.

Es war seit vielen Jahren das erste Mal, daß der Stadt eine so hohe Ehre widerfuhr.

Von allen Seiten strömten die Menschen in die Kirche, und ehe noch der Kurfürst gekommen war, füllte eine dichte Menge jeden Winkel derselben, und ein leises, unaufhörliches Gemurmel vieler Stimmen ließ sich in den hallenden Gewölben vernehmen. Der Altarplatz war von der Sonne hell erleuchtet, und manches gemalte Fenster warf seine Regenbogenfarben auf den Boden oder in manchen fernen Winkel, den sonst kein Licht erreichte. In den dunkleren Kapellen, die außer bei solchen ungewöhnlichen Gelegenheiten selten von einem einsamen Beter besucht wurden, hingen lange Reihen von Lampen; jede von ihnen erhellte mit ihrem blaffen Schein einen kleinen Raum um sich und schien auf gespannte Gesichter, die alle erwartungsvoll nach einer Richtung gewandt waren.

Endlich kam er. Es entstand ein lautes Summen von Stimmen; mit den mächtigen Klängen des „Hallelujah“, das in diesem Augenblicke erschallte, mischte sich das Geräusch vieler Schritte auf dem Marmorfußboden des Hauptschiffes. Der Kurfürst schritt durch die Kirche und nahm den Platz ein, der für ihn in der Nähe des Hochaltars bereitet war.

Die Messe begann; der volle Chor sang in reinster und vollkommenster Harmonie das eröffnende Kyrie; aber als nur das erhabene, köstlich schöne Solo Et incarnatus in schönster Uebereinstimmung mit der begleitenden Orgel und dem Chor durch die weiten Räume der Kirche schallte, von einer frischen, wunderbar lieblichen Stimme mit der leidenschaftlichen Innigkeit begeisterter Andacht gesungen, da entschloß sich unwillkürlich den Lippen des Kurfürsten ein Murmeln der Bewunderung, welches von seiner Umgebung aufgenommen, sich bald durch die ganze versammelte Menge verbreitete.

Die Messe war vorüber und die Priester hatten den Altar verlassen; der Kurfürst zögerte, sprach mit einigen Personen seiner Umgebung, und endlich flüsterte man sich zu, er wolle die Sänger näher kennen lernen, da er ein großer Musikliebhaber sei. Wenige Minuten darauf wurde er die enge Treppe zu dem Orgelplatz hinaufgeführt. Der Besuch war so unerwartet, daß der Kapellmeister nur eben durch einen eiligen Boten von demselben benachrichtigt worden war, als der Kurfürst auch schon mit zwei oder drei Personen seines Gefolges sich näherte.

„Herr Kapellmeister, ich komme, um in Ihr kleines Reich hier einen Blick zu werfen. Ihr Chor macht Ihnen Ehre!“

Bewirrt verbogte sich der Maestro.

„Sie haben gute Kräfte hier,“ fuhr der Kurfürst in dem

Tone eines Kenners fort; „gute Stimmen und ein schönes Instrument. Ich würde gern noch eine kleine Extraaufführung anhören,“ fügte er hinzu, nachdem er jemanden geschickt hatte, um sich bei den Häuptern der Stadt des Aufschubs wegen zu entschuldigen.

Der Meister nahm seinen Platz ein; auf ein Zeichen von ihm trat ein schönes, dunkeläugiges Mädchen aus der kleinen Gruppe der Sängerinnen, tieferrothend, als des Kurfürsten Auge bewundernd auf ihr ruhte, stand sie neben dem Kapellmeister.

„Ja, das muß sie sein,“ dachte der Kurfürst, der ebenso sehr ein Kenner der Schönheit wie der Musik war. Aber er hatte sich geirrt. Im nächsten Augenblicke entdeckte er, daß seine liebliche Sängerin noch zu suchen sei, denn die Stimme des dunkeläugigen Mädchens war eine Altstimme.



Der Kronprinz von Deutschland und Preußen und Frau Prinzessin Friederich Karl.

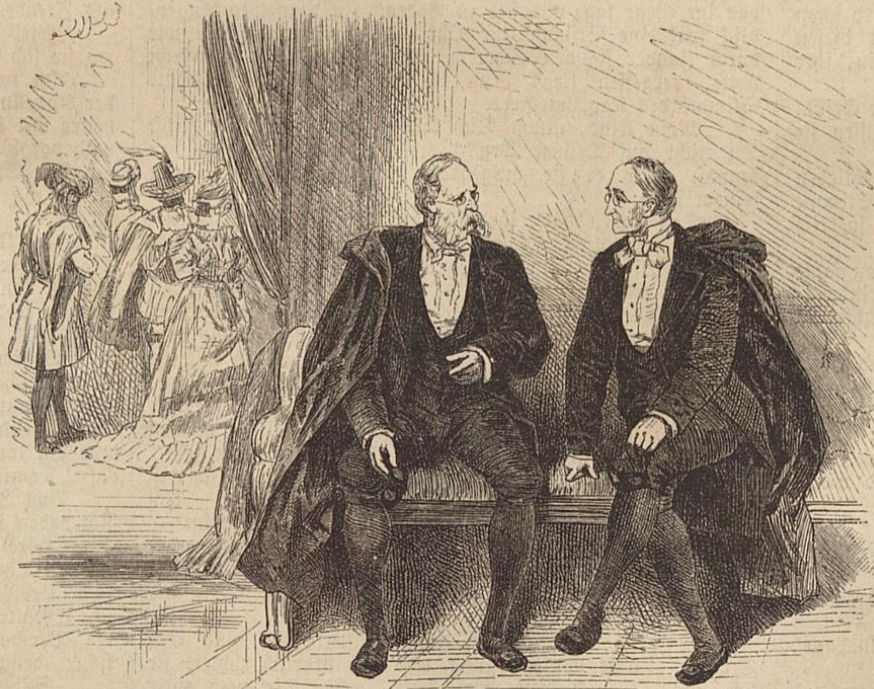
„Sehr gut — sehr gut! Eine schöne Stimme und gut geschult,“ murmelte der Kurfürst beifällig. „Ich vermüthe, diese junge Dame ist Ihre beste Altstängerin.“

„So ist es. Vielleicht wünschen Ihre Kurfürstlichen Gnaden unsere Sopranstängerin zu hören?“

„Jedenfalls,“ antwortete der Kurfürst rasch.

Der Kapellmeister bedachte sich einen Augenblick. Sein Blick glitt über die Sängerinnen, als zweifelte er, welche zu wählen; endlich winkte er Margarethen. Halb widerstrebend näherte sie sich ihm, bückte sich zu ihm herab und sagte ihm etwas mit leiser Stimme.

„Ja, sogleich,“ antwortete er laut mit einem Lächeln,



Die Herren Geheimräthe.

zeigte auf die Noten, die vor ihm lagen, und fing an zu spielen. Es war eine Arie von Pergolese, die er gewählt hatte.

„Sehr schön — sehr schön!“ rief der Kurfürst. „Aber diese Sängerin war es nicht, die das Incarnatus sang.“

„Es wird vielleicht Ihre Kurfürstliche Gnaden interessieren, zu wissen,“ sagte der Kapellmeister, „daß unsere beste Sängerin eine Blinde ist.“

Berthalde wurde gerufen.

„Aber sie ist ja ein Kind!“ rief der Kurfürst. „Sie ist älter, als sie aussieht,“ sagte der Meister, die ersten Takte des Incarnatus spielend.

Der Kurfürst erhob sich, trat näher und blickte aufmerksam auf das bleiche, finstige Gesicht, das nach oben gerichtet, den Ausdruck der Begeisterung trug.

Als sie ausgefungen hatte, bemerkte der Kurfürst: „Herr Kapellmeister, Ihre Blinde ist ein Engel! Wo haben Sie sie gefunden? Wie haben Sie sie unterrichtet? Wie nannten Sie ihren Namen?“

Bald den Kapellmeister, bald Berthalde ansehend, hörte er mit sichtbarem Interesse die Antworten des ersteren auf seine Fragen an. „Ja, ja, sehr gut — sehr gut,“ sprach er leise vor sich hin, als überlege er etwas. „Ich würde gern hören. Ich will selbst etwas ausfinden.“ Mit diesen Worten fing er an, die Blätter der Messe, die noch offen auf dem Pulte stand, umzuwenden. Bei dem Agnus Dei, der Lieblingsnummer Berthaldens, hielt er an, und auf seine Bitte sang sie dasselbe. Eine leichte Röthe färbte ihre Wangen, indem sie sang; dem Kurfürsten erschien sie in diesem Augenblicke wunderbar schön. Ohne das Auge von ihr abzuwenden, hörte er ihr in tiefem Schweigen zu. Als der Gesang verstummte, holte er tief Athem. Dann wandte er sich zum Kapellmeister: „Herr Kapellmeister, ein Besuch hier ist wahrlich nicht verlorene Zeit. Bei aller Achtung für Ihre gute, alte Stadt hatte ich von meinem Besuch derselben nicht so viel Vergnügen erwartet, wie die letzte halbe Stunde mir gewährt hat. Aber jetzt darf ich nicht länger weilen; ich muß die Geduld meiner Freunde, der Herren Rathsherrn, nicht zu sehr auf die Probe setzen. Herr Kapellmeister, darf ich Sie bitten, mich zu begleiten? Ich habe mit Ihnen etwas zu besprechen.“ Alle Anwesenden höflich grüßend, verließ der Kurfürst, von dem Kapellmeister und seiner Suite gefolgt, das Empor.

„Berthalde, bleiben Sie noch einen Augenblick,“ sagte der Kapellmeister an dem Tage nach dem Besuche des Kurfürsten, als die Messe beendet war, und die Sänger und Sängerinnen im Begriff waren, auseinander zu gehen.

Neben ihm stehend, lauschte sie, wie sie oft mit Entzücken zu thun pflegte, einer getragenen Melodie, die er spielte, bis alle andern fortgegangen, und die beiden allein waren. Dann schloß der Meister die Orgel, kam zu ihr und nahm ihre Hand in die seinige. Die Hand war noch immer klein und zart, auch sie selbst war sehr klein, obgleich sie nicht mehr das Aussehen eines Kindes hatte.

„Berthalde,“ sagte der Kapellmeister, „ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen. Haben Sie keine Vermuthung, was es ist?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist gestern nichts Ungewöhnliches vorgefallen?“

„Gestern!“ rief sie. „Sie meinen den Besuch des Kurfürsten?“

„Gewiß, und was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist dies, daß Seine Durchlaucht der Kurfürst den Wunsch ausgesprochen hat, Sie möchten ein Engagement an seiner Hofkapelle in Dresden annehmen.“

Er beobachtete ihr Gesicht, indem er so sprach. Seine dunklen, seelenvollen Augen drückten tiefes Mitleid aus, als er sah, welchen Eindruck seine Worte auf sie machten. Bleich wie der Tod stand sie vor ihm, ihr Kopf war auf die Brust gesunken, ihre Lippen zitterten, aber kein Wort kam über dieselben, ihre Arme sanken herab, die Hände waren krampfhaft gefaltet. Sie war wie versteinert. Es war, als hätte ein großer, plötzlicher Schmerz sie zermalmt.

„Mein Kind, was ist in dieser Nachricht so Betrübenendes? Ich glaube, ich würde Sie erfreuen.“

Sie war noch immer stumm, und er bat sie ängstlich, sich zu ermannen.

Sie versuchte es; sie bemühte sich, ihren Schmerz zu überwinden und zu sprechen.

„Meister, verzeihen Sie mir; es kam so plötzlich, ich war so ganz unvorbereitet,“ sagte sie leise.

„Habe ich es Ihnen zu plötzlich gesagt? Setzen Sie sich und beruhigen Sie sich ein wenig. Berthalde,“ sagte er nach einer kleinen Weile halb lachend, „Sie sehen ja so erschreckt aus, als an dem Tage vor vielen Jahren, als ich Sie zum ersten Mal unten an der Kirchenthür sah.“

Sie weinte still.

„Berthalde,“ fuhr er fort, „Sie müssen mir sagen, was Sie so betrübt. Ich kann Sie nicht trösten, wenn ich nicht den Grund Ihres Kammers weiß.“

Mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme versuchte sie es, ihm zu antworten und sagte: „O, Herr Kapellmeister, ich habe mein ganzes Leben hier gelebt. Alles, was ich in der Welt habe, ist hier. Glauben Sie, daß ich von alle dem scheiden kann ohne Schmerz? Glauben Sie, daß ich plötzlich hören kann, daß alles, was ich liebe, von mir genommen werden soll, und nicht weinen? Glauben Sie, daß ich nichts lieben kann, und daß mir alle Orte gleichgiltig sind, weil ich blind bin. O, Herr Kapellmeister, wir bedürfen der Augen nicht, um zu lieben.“

„Mein Kind, Sie können doch denken, daß wir Sie nicht allein in eine fremde Stadt schicken wollen.“

Ein Strahl der Hoffnung glitt über ihr Gesicht und mit zitternder Stimme wiederholte sie: „Nicht allein?“

„Berthalde, werden nicht Ihr Vater und Ihre Mutter beide mit Ihnen sein?“

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und unterdrückte einen schweren Seufzer. Nach einer Pause von einigen Mi-

muten sprach der Meister: „Mein Kind, ich weiß, daß es nicht leicht ist, uns von denen loszureißen, die wir lieben gelernt haben; aber die, welche Ihnen am liebsten sind, werden ja mit Ihnen ziehen, und der Gedanke, daß Sie das Opfer, welches Sie bringen müssen, um Ihrer Eltern willen bringen, um ihnen die Arbeit zu ersparen, die ihnen in der letzten Zeit so schwer wird, dieser Gedanke wird Ihnen eine Entschädigung sein. Ich bin es, der Grund hat sich zu betrüben, denn ich kann nicht hoffen, Jemanden zu finden, der mir Sie ersetzen kann.“

Seine letzten Worte verwißchten alle die früheren in ihrem Gedächtniß.

„Und wer?“ fragte sie mit vor Aufregung ersticker Stimme, „wer wird mir Sie ersetzen? Wer wird sich der armen Blinden erbarmen und sie trösten, wenn sie traurig ist, und ihr Freund sein, wie Sie es gewesen sind? Wer wird ihr mehr, als das Leben geben? Glauben Sie, daß nach Allem, was Sie für mich gethan haben, ich umhin kann, Ihnen dankbar zu sein — Sie zu lieben?“

„Nein, Berthalde, das glaube ich nicht. Mein gutes, liebes Kind, meine liebe, kleine Freundin, ich weiß, daß Sie mich lieben, und ich denke, Sie wissen auch, daß Sie mir mehr sind, als nur eine Schülerin. Aber ach! mein Kind, das Leben bringt es mit sich, daß wir uns oft von den liebsten Freunden trennen müssen, ja sogar von denen, die uns mehr, als Freunde sind.“

Sie antwortete nichts; vielleicht hatte sie die letzten Worte kaum gehört, denn als er sie sprach, war seine Stimme traurig und leise geworden.

Beide schwiegen eine Weile, dann rief sie mit leidenschaftlichem Schmerz: „O Meister, muß ich fort?“ und ihre Hände krampfhaft zusammenpressend, hob sie ihre Augen zu ihm auf, als wäre es ihr möglich, in seinem Gesicht ihr Schicksal zu lesen.

„Nein, nicht gegen Ihren Willen,“ antwortete er, aber ihre Freunde, welche sich in einem Aufschrei Luft machte, wurde sogleich gedämpft durch den Ton, in welchem er sprach; er klang so ernst und kalt, und als sie nun schweigend und schüchtern vor ihm stand, sagte er traurig und vorwurfsvoll: „Ihr Vater — Ihre Mutter Berthalde, haben Sie sie vergessen?“

„Verzeihen Sie mir, ja, ich hatte sie vergessen; ich dachte nur an mich,“ sprach sie laut schluchzend. „O, hassen Sie mich nicht — zürnen Sie mir nicht!“ Sie streckte beide Hände nach ihm aus; er nahm sie in die seinigen; sein Auge ruhte mit liebevollem, mitleidigem Forchten auf ihren Zügen, und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck seiner schönen Stimme sprach er zu ihr: „Mein Kind, Sie sind zu streng gegen sich. Ich weiß es wohl, daß es wenige Augenblicke im Leben gegeben hat, in denen Sie Aenderer vergessen haben. Fassen Sie Muth.“

„Mein Vater! Meine Mutter!“ sagte sie leise mit zärtlichem Ausdruck, als wolle sie sich durch das Flüstern dieser Namen zu dem großen Opfer stärken; dann schwing sie wieder eine Weile; endlich erhob sie ihr Gesicht, die langen schwarzen Wimpern ihrer niedergeschlagenen Augen ruhten auf den marmorbleichen Wangen, ihre blassen Lippen zitterten, und

langsam sprach sie die Worte: „Meister, ich will nach Dresden gehen.“ Dann brach sie in leidenschaftliches Weinen aus.

Er sprach kein Wort des Trostes, er konnte ihren überwältigenden Schmerz nicht verstehen; ob lange Jahre eines einsamen Lebens die Gefühle der Jugend in ihm abgekühlt hatten, oder ob er auf einem ruhigen Standpunkt angelangt war, von dem er mit Mitleid auf die Freuden und Leiden früherer Tage zurückblickte, wer kann es sagen? Jetzt war seine Kunst seine einzige Leidenschaft. Und er war glücklich, so glücklich, als er zu sein wünschte.

Erst als der ungestüme Schmerz des armen Kindes einiger-

halt zu thun; Thränen traten wieder in ihre Augen, — denn, was galt ihr der Ruhm?

Als er nun versuchte, ihr den Schmerz des Scheidens zu erleichtern, indem er ihr vorstellte, daß jeder Tag ihren Kummer lindern werde, daß allmählig die alten Erinnerungen erbleichen würden, daß der bittere Schmerz, der anfangs so schwer zu tragen sei, mit jeder Stunde etwas von seiner Bitterkeit verlieren werde, da schüttelte sie nur den Kopf und weinte.

„Mein Kind, es wird spät. Man wird sich zu Hause um Sie ängstigen,“ sagte der Kapellmeister endlich nach einer langen Pause. — Sie ermannte sich und stand eilig auf.

„Ja, ich hätte früher gehen sollen — ich wußte nicht, daß es so spät sei. Meister, ich habe Sie so lange aufgehalten. Verzeihen Sie mir, es war sehr gedankenlos,“ sagte sie schlüchtern.

„Nein, mein Kind, ich war es ja, der Sie es hielt,“ antwortete er freundlich.

Sie stand vor ihm, ihre Lippen zitterten, ihre Augen waren niedergeschlagen, sie schien etwas sagen zu wollen und nicht den Muth dazu zu haben. Endlich kamen die Worte: „O, halten Sie mich nicht für undankbar! Sie sind so gut gegen mich gewesen. Die Dankbarkeit meines ganzen Lebens würde nicht genügen, um Ihnen zu vergelten, was Sie für mich gethan — so lange ich lebe, werde ich an Sie denken und Sie lieben; und Sie, o denken Sie auch zuweilen an mich!“

„Ja, ich will an Sie denken, mein Kind,“ sagte der Kapellmeister, und seine sonst so ruhige Stimme zitterte; „ich will an Sie denken, als an die, welche von mir genommen wird in dem Augenblick, wo ich fühle, daß ich sie wie eine Tochter lieben könnte!“ Der Kapellmeister beugte sich über das knieende Mädchen und drückte einen kalten, ruhigen Kuß auf ihre Stirn. Dann erinnerte er sie nach einigen Minuten mit ruhiger Stimme an das Fortgehen; sie stand auf, sie weinte nicht mehr und gehorchte wie ein Kind. Die letzten Worte, die sie mit einander wechselten, waren von gewöhnlichen Dingen.

„Sie werden morgen um die gewöhnliche Zeit hier sein, Berthalde?“

„Ich werde kommen, Meister.“

Und so trennten sie sich.

Viele Jahre hindurch sang Berthalde Keimer in der Hofkapelle zu Dresden. Man sagt, daß ihre Stimme eine so wunderbare Gewalt hatte, daß starke Männer zu Thränen gerührt wurden. Männer, die seit Jahren nicht gebetet hatten, beugten unwillkürlich die Kniee, zur Andacht hingerissen durch die erhabene, unaussprechliche Schönheit dieser Töne.

Viele Jahre lebte sie, sang und litt. Dann starb sie. Lange Zeit ist darüber vergangen, aber noch immer erzählen sich die Menschen von der Blinden, die so wunderbar sang; eine Fremde war sie in ihre Stadt gekommen, gegen Alle war sie freundlich, aber immer traurig und gedankenvoll; so lebte sie, bis ihre Eltern starben; dann starb auch sie, als sei ihr Werk vollbracht. Vor ihrem Tode bat sie, in ihrer Vaterstadt beerdigt zu werden; demzufolge wurde sie dorthin gebracht und neben einem namenlosen Grabe in dem Schatten der alten Kirche in die Erde gebettet.



Partie am Vierwaldstätter See bei Fluelen. Nach Alexander Calame von Arthur Calame. Bildprobe aus: Das Schweizerland. (Stuttgart. Verlag von Engelhorn.) S. Seite 381 d. N.

maßen ausgetobt hatte, und das heftige Schluchzen ruhiger wurde, sprach der Kapellmeister wieder.

Er sprach zu Berthalde von ihren Eltern, von deren Armuth und der geringen Hilfe, die sie bis jetzt ihnen hatte leisten können; er erinnerte sie daran, wie sehr sie sie liebten, wie stolz sie auf sie seien, welche Freude es ihr gewähren würde, der Trost und die Stütze ihrer alten Eltern zu sein. Jedes seiner Worte fand ein bereittes Echo in ihrem Herzen, ihre Thränen flossen nicht mehr, und der Entschluß, ihr eigenes Ich zu vergessen, wurde immer fester. Dann sprach er von ihrer eigenen Zukunft; er freute sich, daß ihr großes Talent nicht mehr verborgen sein werde, daß sie sich einen Namen machen und einen Ruhm erlangen werde, den sie hier, in der kleinen Stadt, nie hätte erlangen können.

Sie schüttelte den Kopf und versuchte seinen Worten Ein-

der Hofkapelle zu Dresden. Man sagt, daß ihre Stimme eine so wunderbare Gewalt hatte, daß starke Männer zu Thränen gerührt wurden. Männer, die seit Jahren nicht gebetet hatten, beugten unwillkürlich die Kniee, zur Andacht hingerissen durch die erhabene, unaussprechliche Schönheit dieser Töne.

Viele Jahre lebte sie, sang und litt. Dann starb sie. Lange Zeit ist darüber vergangen, aber noch immer erzählen sich die Menschen von der Blinden, die so wunderbar sang; eine Fremde war sie in ihre Stadt gekommen, gegen Alle war sie freundlich, aber immer traurig und gedankenvoll; so lebte sie, bis ihre Eltern starben; dann starb auch sie, als sei ihr Werk vollbracht. Vor ihrem Tode bat sie, in ihrer Vaterstadt beerdigt zu werden; demzufolge wurde sie dorthin gebracht und neben einem namenlosen Grabe in dem Schatten der alten Kirche in die Erde gebettet.

Auch ein Kapitel über Taufe und Namengebung.

Von Richard Oberländer.

(Schluß.)

Die Kaffern geben ihren Kindern bald nach der Geburt einen Namen. Derselbe richtet sich entweder nach gewissen Vorkommnissen oder soll solche Eigenschaften bezeichnen, von denen man wünscht, daß sie das Kind späterhin besitze. So nennt man den Neugeborenen öfters nach dem Tage, an welchem er geboren ward, etwa so, wie Robinson seinen Diener Freitag nannte. Hörte man zur Zeit der Geburt ein wildes Thier brüllen, so nimmt man diesen Umstand als ein Omen an und richtet sich darnach. War es z. B. eine Hyäne, welche die Kaffern impiß nennen, so heißt das Kind entweder Impißi oder, von dem eigenthümlichen, dem Lachen ähnlichen Tone, den dieses Thier oft von sich gibt, U—hu—hu. Ein Knabe, dessen Vater viel Pferde besaß, ward Ufo—mahajhe, d. h. Vater der Pferde genannt. Einem Mädchen, dessen Mutter bald nach der Geburt von einem Missionär eine neue Hacke zur Bearbeitung des Feldes erhielt, legte man den Namen Uno—ntsimbi, d. h. Tochter des Eisens, bei.

Solche kurz nach der Geburt des Kindes verliehene Namen werden Igama genannt. Außerdem aber führt jeder Kaffer noch einen zweiten Namen, Sibonga, zur Erinnerung an irgend eine That, welche er später vollbracht oder dergleichen. So war z. B. der Häuptling Panda unter andern auch mit den Beinamen fliegende Schwalbe, kupferner Ladestock, Ohje von Intatarini, Leopard von Jama, unbehilflicher Elefant u. s. w. belegt.

In Australien werden die neugeborenen Kinder auf ein weiches Kindentilch gelegt, festgebunden und so von der Mutter getragen; im Westen des Continents aber in ein Dossumell gewickelt, welches mit Schnüren vom Haar des Thiers am Hand- und Fußgelenk befestigt wird, wodurch die Kinder schön und muthig werden sollen. Die australischen Mütter sind außerordentlich zärtlich; stirbt ein Kind, so trägt die Mutter den kleinen Leichnam nicht selten 10—12 Monate in ihrem Sack bei sich, auf welchem sie schlafen, bis nur noch die Knochen übrig sind. Diese stellt sie bisweilen wieder zu einem Ganzen zusammen und verbrennt oder vergräbt sie.

Gleich nach der Geburt, in manchen Gegenden erst nach 5—6 Wochen, wird das Kind, dessen Schreien sie durch Gesang stillen, von dem ältesten Manne des Stammes mit Namen benannt, welche Naturgegenstände bezeichnen. Der Einzelne kann mehrere Namen bekommen. In Port Lincoln haben die Kinder je nach der Zahl bestimmte Namen, deren die Eingebornen etwa 6—8 für jedes Geschlecht besitzen; dazu kommt noch der Name seines Geburtsortes, den jedes Kind erhält, und endlich ein dritter für die erwachsenen Männer.

Im Süden nennen sich bei manchen Stämmen die Eltern nach dem Kinde, also z. B. „Vater oder Mutter von Kadli“ u. s. w. bis zur Geburt des folgenden.

Bei den Neuseeländern herrscht ein eigenthümlicher Gebrauch, welcher fast an unsere christliche Taufe erinnert. Der Ursprung dieser Ceremonie läßt sich nicht nachweisen, und dunkel ist der dabei gebrauchte Rede Sinn. Nur wenige Personen werden zur Feierlichkeit zugelassen, welche durch den Priester und im Geheimen stattfindet. Hauptfordernisse sind, daß das Kind auf eine Matte gelegt, daß es durch den Priester mit Wasser besprengt, und daß gewisse Worte dabei gebraucht werden.

Frauen und Mädchen bringen das Kind und legen es auf eine Matte, der Priester steht zu Häupten des Kindes, in der Hand einen grünen Zweig, den er in eine Kalabasse Wasser getaucht hat. Hierauf beginnt zwischen den Frauen, welche das Kind gebracht, und dem Priester ein Dialog, welcher zuhörenden Europäern mehr oder weniger unverständlich erscheint. Wenn das Kind alt genug ist, um selbst den Priester aussuchen zu können, so findet in dessen Behausung eine andere Ceremonie statt, bei welcher der Name, welchen die Eltern dem Kinde früher beigelegt haben, mit einem andern vertauscht wird. Zunächst pflanzt der Priester einen jungen Baum, mit dem ausgesprochenen Wunsch, daß das Kind wachsen und gedeihen möge wie dieser ihm geweihte junge Baum. Weiterhin hält der Priester an das Ohr des Täuflings ein hölzernes Götzenbild und flüstert ihm schnell hinter einander in der Familie des Kindes vorkommende Namen zu, so lange bis das Kind niest. Den zuletzt ausgesprochenen Namen trägt es dann auch fernerhin. Selbstverständlich muß dem Kinde etwas zum Niesen beigebracht worden sein, da sonst der Priester unter Umständen lange warten könnte.

Nach vollbrachtem Niesen, und nachdem das Kind sich mit dem ihm so zugetheilten Namen einverstanden erklärt, recitirt der Priester eine Ansprache in gebundener Rede, welche nach dem Geschlechte verschieden ist. Die Knaben fordert er auf, den Wald zu lichten und fleißig bei der Arbeit zu sein, lähn und tapfer in der Schlacht und sich wie Männer zu betragen! Von den Mädchen verlangt er, daß sie „im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot essen“, Kleider weben und alle andern Pflichten erfüllen, welche ihrem Geschlechte zukommen.

Aber auch den zweiten Namen behält das Kind nicht immer, und kann sich derselbe späterhin durch irgend eine wichtige Veränderung in dem Leben desselben oder nach einer verbrachten großen That ändern; daher kommt

es, daß dieselben Personen zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Namen bekannt sind.

Außer in Neuseeland und in einigen andern Ländern ist es aber bei den Wilden wenig Sitte, dem Kinde einen Namen zu geben, und wenn es nicht gar zu unbequem wäre, würden Tausende von „wilden Kindern“ ohne Namen herumlaufen. Namentlich würde dies der Fall sein bei den Indianern in Nordamerika, welche weit davon entfernt, Kindern die Namen ihrer Eltern zu geben, dies sogar für sehr gefährlich und verbrecherisch halten und es deshalb ängstlich vermeiden. Diese Indianer geben indessen den Kindern die lächerlichsten andern Namen; man findet da in einer Familie Pharah die Kuh, Kana Chisteche die Wespe, Kamuna den Ochsenfrosch; Setalki den Grasspinner, Chula den Fuchs u. s. w. Sollte nun z. B. der Fuchs als der ältestgeborene der

Wigwam oder Midewi-gamig ist eine etwa 13 m. lange Laube aus Baumzweigen. Am Ostende befindet sich die Eingangsthüre, am Westende die Ausgangsthüre. Bei einer Feierlichkeit sind alle Angehörigen der Bruderschaft, einschließlich deren Weiber und Kinder, gegenwärtig. Der Täufling liegt behäbig und sorglos im Grase, eingebunden in seinem Tikinagan. Am Eingange zum Tempel hängen an den Thürpfosten die Geschenke, welche des Kindes Vater den Priestern darbringt — bunter Kattun, Tabak u. s. w.

„Die Feierlichkeit begann damit“ (ich lasse den Reisenden Kohl erzählen), „daß der älteste Priester (ein Mensch, welcher große plattirte Ohrringe und einen mächtigen silbernen Nasenring trug) eine Ansprache hielt, in welcher er den Anwesenden den Zweck ihres Zusammenseins auseinandersetzte und den Segen des großen Geistes ansuchte.

Hierauf traten sämmtliche Midés zu einem feierlichen Rundgange an, während dessen der Kindtaufvater und die Gäste aufstanden und sich an die Wand lehnten. Die Priester wanderten im Gänsemarsch mit dem Medicin sack in der rechten Hand. Diese Medicin säcke, in der Sprache der Odschibewas Bindschigossan genannt, werden, der Naturform möglichst getreu, aus den Fellen verschiedener Thiere gemacht. So sieht einer derselben mit Kopf, Schwanz und Beinen genau so aus wie eine wilde Katze, ein anderer wie ein Bär, ein dritter wie eine Otter, ein vierter endlich wie eine Schlange u. s. w. Der Bindschigossan ist mit allerlei werthvollen Gegenständen gefüllt, die dem profanen Auge natürlich verborgen bleiben.

Die Indianer meinen, daß diesen Säcken ein gewisser Hauch entströmt, welcher Jemanden umblasen oder gar tödten kann, aber auch ebenso gut wieder zu Leben und Gesundheit zu bringen vermag.

Auf diesen Glauben stützt sich die Feierlichkeit. Mit vorgehaltenem Bindschigossan galopirten die Priester, wie die Kosaken mit eingeleger Lanze, in kurzem Trabe auf ihr Opfer los. Dabei machten die Trommeln einen höllischen Lärm, nicht minder laut tönten die mit Erbsen gefüllten Kalebassen. Um den Lärm vollständig zu machen, heulten die Midés einen Kriegsgefang, der desto lauter ward, je schneller sie liefen, und bei der letzten Attate auf das Opfer in ein brüllendes: Ho! Ho! — hohohohoho! — o! o! o! ausartete. Wenn dabei ein Midé einem Gaste nahe kam, stieß er nach ihm mit dem Bindschigossan, worauf die angegriffene Person sofort platt zur Erde fiel. Nach dieser Heldenthat ließ er im Laufen und mit ho ho! schreien nach, begann einen langsameren Rundgang, bis er die Meinung gewann, daß der Sack stark genug sei, um einen andern Zuschauer umzublasen. Da sieben oder acht Priester auf dieser Weise umhergalopirten, so lagen bald alle Kindtaufgäste auf der Erde. Es gewährte das einen höchst komischen Anblick, und Einige spielten ihre Rolle vortrefflich. Ich werde nie einen phantastisch aufgeputzten alten Mann vergessen, der auf den Priestern mit einem lauten Schrei zusprang, hoch in die Luft sprang und die Backen aufblies, um dem Medicin sack zu Hilfe zu kommen. Die auf dem Boden liegenden Mädchen stießen sich einander an und sicherten leise vor sich hin, als ob sie fühlten, welchen lächerlichen Eindruck das Ganze auf einen unparteiischen Zuschauer machen müßte. Im großen Ganzen aber hatte die Feierlichkeit einen erhebenden Charakter, und Jeder spielte seine Rolle so vortrefflich, daß kein Mißgriff geschah.

Nachdem auf diese Weise der Bindschigossan seine vernichtende Kraft dargezogen, ward er zur Wiederbelebung benutzt. Dies geschah in derselben Weise wie früher. Niemand rührte Hand und Fuß, bis ihn der Zauber sack angeblasen hatte. Der Priester hatte ein Mädchen verzessen, und diese wagte sich nicht zu erheben, bis eine Freundin den Priester schüchtern auf sein Versehen aufmerksam gemacht hatte. So bald er ihr aber die Otter vor die Nase gehalten, sprang sie munter und gesund in die Höhe.

Nach Beendigung dieser Ceremonie nahm der in voller Kriegsrüstung angethane Kindtaufvater das Tikinagan auf und trug es in seinen Armen zu den Priestern. Ihm folgten fünf oder sechs Weiber, die sich in Reihe und Glied aufstellten, sobald er anhielt. Der Vater hielt eine Anrede, ein Priester antwortete, die Trommeln und die mit Erbsen gefüllten Kalebassen begannen wiederum ihren höllischen Lärm, und Jedermann begann zu tanzen, selbst der Vater mit dem Kinde im Tikinagan auf dem Arme.

In der Mitte des Wigwams lag ein ziemlich großes, mit einem Tuche bedecktes Bündel. Um dieses Bündel begannen jetzt die Priester ihren Rundgang und verzogen den Mund in höchst überraschender Weise, bis endlich der Oberpriester zwei kleine Muscheln ausspuckte. Nachdem er so den Zauber gebrochen, gab Jeder in ähnlicher Weise zwei kleine Muscheln von sich, brachte seine Gesichtsfalten wieder in Ordnung und schaute seinen Nachbar erleichterten und genuthuenden Blickes an, wobei sie in die Worte ausbrachen: „Der große Geist hat diese Bruderschaft der Midés gestiftet, und ich bin glücklich, derselben anzugehören.“

Dies schloß die Tauffeierlichkeit. Es übrigte den Priestern nun noch, dem Vater des Kindes geheimnißvolle Zaubermittel und Amulette, die dem Täufling für das spätere Leben von Nutzen sein sollten, zu überreichen. Der Eine brachte ein sorgfältig eingewickeltes weißes Pulver zum Vorschein, dessen nutzbringende Eigenschaften er nicht hoch genug rühmen konnte.



Die Frau Kronprinzessin von Deutschland und Preußen und Graf Harrach. Costümball 1875.

Familie mit der Zeit seinen Namen mit Recht tragen und ein listiger und tapferer Krieger werden, so nehmen dann wohl auch die Eltern, statt ihres früheren Namens, den ihres Söhnleins an und benamen sich Chullingge und Chullesitte, das heißt Vater und Mutter des Fuchses. Wenn nun aber Fuchs stirbt, so nehmen die Eltern den Namen des Nächstgeborenen an oder, falls keiner da ist, so kehren sie zu den Namen zurück, den sie trugen, als sie noch kinderlos waren. Bei manchen Indianerstämmen werden auch die Kinder getauft. Diese Ceremonie wird Midewi-gamig (d. i. Tempel-Wigwam) genannt; die Eingeweihten nennen sich Midés und bilden eine weit verbreitete Bruderschaft, die an Beobachtung gewisser religiöser Ceremonien gebunden ist. Der Tempel-

Priester mit einem lauten Schrei zusprang, hoch in die Luft sprang und die Backen aufblies, um dem Medicin sack zu Hilfe zu kommen. Die auf dem Boden liegenden Mädchen stießen sich einander an und sicherten leise vor sich hin, als ob sie fühlten, welchen lächerlichen Eindruck das Ganze auf einen unparteiischen Zuschauer machen müßte. Im großen Ganzen aber hatte die Feierlichkeit einen erhebenden Charakter, und Jeder spielte seine Rolle so vortrefflich, daß kein Mißgriff geschah.

Nachdem auf diese Weise der Bindschigossan seine vernichtende Kraft dargezogen, ward er zur Wiederbelebung benutzt. Dies geschah in derselben Weise wie früher. Niemand rührte Hand und Fuß, bis ihn der Zauber sack angeblasen hatte. Der Priester hatte ein Mädchen verzessen, und diese wagte sich nicht zu erheben, bis eine Freundin den Priester schüchtern auf sein Versehen aufmerksam gemacht hatte. So bald er ihr aber die Otter vor die Nase gehalten, sprang sie munter und gesund in die Höhe.

Nach Beendigung dieser Ceremonie nahm der in voller Kriegsrüstung angethane Kindtaufvater das Tikinagan auf und trug es in seinen Armen zu den Priestern. Ihm folgten fünf oder sechs Weiber, die sich in Reihe und Glied aufstellten, sobald er anhielt. Der Vater hielt eine Anrede, ein Priester antwortete, die Trommeln und die mit Erbsen gefüllten Kalebassen begannen wiederum ihren höllischen Lärm, und Jedermann begann zu tanzen, selbst der Vater mit dem Kinde im Tikinagan auf dem Arme.

In der Mitte des Wigwams lag ein ziemlich großes, mit einem Tuche bedecktes Bündel. Um dieses Bündel begannen jetzt die Priester ihren Rundgang und verzogen den Mund in höchst überraschender Weise, bis endlich der Oberpriester zwei kleine Muscheln ausspuckte. Nachdem er so den Zauber gebrochen, gab Jeder in ähnlicher Weise zwei kleine Muscheln von sich, brachte seine Gesichtsfalten wieder in Ordnung und schaute seinen Nachbar erleichterten und genuthuenden Blickes an, wobei sie in die Worte ausbrachen: „Der große Geist hat diese Bruderschaft der Midés gestiftet, und ich bin glücklich, derselben anzugehören.“

Dies schloß die Tauffeierlichkeit. Es übrigte den Priestern nun noch, dem Vater des Kindes geheimnißvolle Zaubermittel und Amulette, die dem Täufling für das spätere Leben von Nutzen sein sollten, zu überreichen. Der Eine brachte ein sorgfältig eingewickeltes weißes Pulver zum Vorschein, dessen nutzbringende Eigenschaften er nicht hoch genug rühmen konnte.



E. M. der deutsche Kaiser im Domino. Costümball 1875.

